

Was ist ein guter Mensch?

Hilfsbereit, freundlich, ehrlich, solidarisch, sozial engagiert, spendenfreudig, ehrenamtlich tätig: Allgemein gültige Charakteristika des guten Menschen, die genauso gut pathologische Fälle von Anpassungsstörung, Submission oder Helfersyndrom beschreiben könnten.

„Vielleicht gab es bisher keine gefährlichere Ideologie, keinen größeren Unfug in psychologis als diesen Willen zum Guten: Man zog den widerlichsten Typus, den unfreien Menschen groß, den Mucker“, behauptet Friedrich Nietzsche in seinem Nachlass. Er geht sogar noch weiter, indem er den „guten Menschen“ als „die ärgste Verstümmelung des Menschen“ bezeichnet und damit den Weg zum heute häufig und grundsätzlich pejorativ gebrauchten Terminus „Gutmensch“ ebnet: Einer, der es gut meint, aber über ein Defizit an Biss, Sex und Persönlichkeit verfügt.

Tut jemand tatsächlich Gutes, so unterstellen wir ihm schnell eigennützige Motive, Eitelkeit oder Heuchelei: Da wird weder vor dem Streetworker von nebenan oder Ärzten ohne Grenzen noch vor Karlheinz Böhm, Mutter Theresa oder einer ganzen Reihe von Friedensnobelpreisträgern Halt gemacht. Sie sind uns suspekt, die Guten. Lieber schielen wir nach den Bösen, die mit ihren Grenzüber tretungen und Extremen Bereiche ausleben, um die wir sie in ergebener Passivität beneiden. Vielleicht finden wir sie auch einfach langweilig, die Guten. Naiv. Und dummlich.

Nietzsche behauptet in DIE FRÖHLICHE WISSENSCHAFT sogar, dass das Gute dort beginne, „wo die geringe Sehkraft des Auges den bösen Trieb wegen seiner Verfeinerung nicht mehr als solchen zu sehen vermag. [...] Also: je stumpfer das Auge, desto weiter reicht das Gute! Daher die ewige Heiterkeit des Volkes und der Kinder! Daher die Düst erkeit und der dem schlechten Gewissen verwandte Gram der großen Denker!“

Was aber ist ein guter Mensch? Ist der gut, der nie in Versuchung gerät, Schlechtes zu tun? Oder ist wirklich gut nur der, der die Versuchung erkennt und sie überwindet? Wirklich zum letzten Mal sei hier Friedrich Nietzsche aus dem Nachlass zitiert: „Es ist der Mensch, der stets das Gute will und gerade deshalb das Schlechte fördert. Es ist der Mensch, der seiner lauter en Gesinnung folgt und an der Wirklichkeit scheitert. [...] Es ist der Mensch, der es gut meint und die böse Welt immer wieder gegen sich hat.“ Klingt das nicht exakt wie Bertolt Brechts Hauptfigur Shen Te in ihrem von einer bedrohlich anwachsenden Schmarotzerfamilie belagerten Tabakladen? Spricht aber die Tatsache, dass nicht jede Spende, die wir einem Obdachlosen geben, sinnvoll genutzt wird oder gar zu seiner sozialen Rehabilitation führt, gegen die gute Tat an sich? Hoffentlich nicht. Gut ist das Gute ohnehin nur, wenn es uneigennützig ist, oder – mit Kant ausgedrückt – besteht das Gute nicht „in irgendeinem Erfolg oder Zweck des Handelns,

nicht in der Glückseligkeit, Vervollkommnung und dergleichen, überhaupt in keiner Materie des Wollens“. Das Gutsein des Willens, und darüber lässt Kant – vor allem in der KRITIK DER PRAKTISCHEN VERNUNFT und in GRUNDLEGUNG ZUR METAPHYSIK DER SITTEN keinen Zweifel – besteht in der Qualität seiner Maximen: Darin, dass die Maxime ein Gesetz für das Handeln eines jeden Vernunftwesens sein kann. Das Gute ist bei ihm das Nützliche und ist – entgegen vieler zeitgenössischer Diskurse – als ursprüngliche Anlage in der menschlichen Natur angelegt. Demnach dürfte es nicht schwer sein, gut zu sein. Aber ist es notwendig, gut zu sein, um glücklich zu leben? Ist ein guter Mensch automatisch ein glücklicher Mensch? Brecht beantwortet dies in DER GUTE MENSCH VON SEZUAN eindeutig mit Nein. Hier wird dem Zuschauer exemplarisch vorgeführt, dass es unmöglich ist, gut zu sein und trotzdem zu leben. Aber vielleicht war Brecht einfach nicht gut in der Darstellung dessen, was gut ist? Wie auch immer. Das Stück ist eine Parabel. Und mit der Realität – zum Glück – nicht zu verwechseln.

Thomas Jonigk

(Originalbeitrag aus dem Programmheft zu „Der gute Mensch von Sezuan“,
Düsseldorfer Schauspielhaus, Spielzeit 2008/09)